



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wein- und Obstbau in Deutschland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wein- und Obstbau in Deutschland.



aß Wein und Obst (und mit ihnen wahrscheinlich auch manche der feinern Handelsgewächse) im Mittelalter in vielen Teilen Deutschlands mit befriedigendem Erfolge angebaut worden sind, in denen gegenwärtig nur spottweise von derartigen Produkten gesprochen wird, kann keinem Zweifel unterliegen. Wir wissen in einer, jede Anfechtung der Thatsache ausschließenden Weise, daß bis tief nach Ostpreußen, ja bis in das Littauische hinein, Weinstöcke gezogen und Trauben zu Wein gefeltet wurden, und mancherlei Notizen lassen darauf schließen, daß dort — wenn auch natürlich weder überall noch immer — ein Wein gedieh, welcher keineswegs für schlecht, sondern für eines Ehrentrunkes und eines fürstlichen Geschenkes durchaus würdig gehalten wurde. Umsoweniger ist es zu verwundern, wenn ähnliche Berichte aus der Mark Brandenburg und andern, jetzt als rauh und unfruchtbar verschrieenen Teilen Norddeutschlands vorliegen. Wie kommt es, daß, was damals möglich war, heute nicht allein nicht mehr geschieht, sondern uns jenseits der Grenzen aller Wahrscheinlichkeit zu liegen scheint?

Die gewöhnlichste Meinung ist die, daß eben doch, wenn sich auch eine Abnahme der durchschnittlichen Temperaturhöhe in den betreffenden Teilen Deutschlands nicht nachweisen lasse, gleichwohl eine Herabdrückung oder irgendeine ungünstige Veränderung des Klimas stattgefunden haben müsse. Auch soll nicht in Abrede gestellt werden, daß zwei Punkte vorliegen, hinsichtlich deren eine solche Veränderung nicht unwahrscheinlich ist. Den ersten Punkt bildet die Entwaldung, die seitdem unzweifelhaft große Fortschritte gemacht hat. Man sollte zwar im ersten Augenblicke sagen, diese Entwaldung möge zwar für die häufigeren Wolkenbrüche und überhaupt für die größere Stärke der Niederschlagextreme in unsrer Zeit entscheidend oder doch wesentlich mitwirkend sein, aber die durchschnittliche Temperatur müsse sie eher erhöhen, zumal da mit der Ausrodung von Wäldern doch die Austrocknung von Sümpfen und kleinen Seen Hand in Hand zu gehen pflegt. Aber hierbei wird eins vergessen: der Schutz, den der Wald gegen rauhe Winde gewährt. Erfahrung und Wissenschaft stimmen darin überein, daß dieser Schutz ungemein wirksam und daher auch für allgemeine klimatische Verhältnisse gewiß nicht gleichgiltig sei. Dazu kommt, daß zu den bedeutendsten Faktoren des rauheren Klimas, welches Nordostdeutschland im Vergleich zu den westlichen und mittlern Gegenden unsers Vaterlandes unleugbar hat, die Ungeschütztheit dieser Gegenden gegen die rauhen Nord- und Ostwinde gehört. Von den öden Fluren Rußlands her, über die kalte Ostsee kommen

diese Winde, und sie finden keine Berge und keine großen Wälder, die ihren eifigen Hauch brechen; erst die Länder am Ostseestrande selbst müssen sich dazu hergeben, die kalten Winde abzuschwächen, um sie dann in diesem Zustande nach Mitteldeutschland gelangen zu lassen. Dieses Verhältnis ist so charakteristisch, daß von gewissen Gegenden, z. B. Ostpreußens, ausdrücklich berichtet wird, das Klima sei früher infolge des Vorhandenseins ausgedehnter Wälder in der Umgegend besser gewesen, und daß das milde Klima von Elbing, dem „preußischen Nizza,“ gewiß wesentlich durch den waldigen Höhenzug beeinflusst wird, welcher gerade nordöstlich von ihm das frische Haff bis nach Frauenburg begleitet. Es mag also wohl sein, daß das Verschwinden der Wälder in Nordostdeutschland weite Striche schutzlos gegen die rauhen Winde gelassen und dadurch ihr Klima einigermaßen verschlechtert oder ihre Fähigkeit, feinere, empfindlichere Produkte hervorzubringen, verringert hat. Den zweiten Punkt bilden die „rauen Winde“ selbst. Es scheint manches dafür zu sprechen, daß die in Innerasien nicht seit Menschenaltern oder Jahrhunderten, sondern seit Jahrtausenden im Gange begriffnen Entwaldungen das dortige Klima in ungünstigster Weise beeinflusst, insbesondere jene eifigen Stürme (Burane) hervorgerufen haben, welche heute so oft in verderbenbringender Weise über die turanischen Steppen rasen, und daß eine gewisse Rückwirkung hiervon auf Europa oder doch auf Osteuropa heute schon wahrnehmbar geworden ist. Das alte Baktrien und noch die Heimat Timurs ist allem Anscheine nach allerdings ein andres, fruchtbareres und wohnlicheres Land gewesen als das heutige Turan, und es steht nichts der Annahme entgegen, daß dort, wie in andern Teilen Asiens, die Wirkungen der Entwaldung, die wir so vielfach im kleinen beobachten können, im großen zutage getreten sind. Daß aber die rauhen Winde aus jenen Ländern sich in das europäische Rußland und noch bis zu den westlichen Grenzländern desselben fortpflanzen, ist in neuerer Zeit mehrfach von urteilsfähiger Seite behauptet worden. Auch hier könnten wir es also in der That mit einem sehr reellen Faktor einer Verschlechterung unsrer klimatischen Verhältnisse zu thun haben, und leider spricht einstweilen nichts dafür, daß die russische Verwaltung die Wurzel dieser Verschlechterung, die Ausrodung der Wälder, zu beseitigen bestrebt sein werde; es scheint im Gegenteil unter russischer Herrschaft mit derselben je länger je ärger zu werden. Trotzdem legen wir unsrerseits auf diese vermutlichen und in der That möglicherweise vorhandenen Ursachen eines etwas rauheren Klimas kein entscheidendes Gewicht. Es mag, wie gesagt, wohl sein, daß zuweilen ein rauherer Wind kommt als in früheren Jahrhunderten und daß derselbe auf ungeschüttere Striche trifft als damals. Aber daß hierdurch ein wahrnehmbarer Einfluß auf die Durchschnittstemperatur dieser Striche im Vergleich zu derjenigen in der Ordenszeit ausgeübt würde, glauben wir trotzdem nicht, aus dem einfachen Grunde nicht, weil alle die Angaben, die wir aus der Ordenszeit über damalige klimatische Verhältnisse, Witterungsercheinungen,

Bodenanbau zc. haben, im übrigen durchaus mit demjenigen übereinstimmen, was wir noch heute beobachten können. Insbesondere die vielen „faulen“ Winter und die vielen gelegentlichen rauhen Luftströmungen im Sommer, sowie die kühlen sommerlichen Regenperioden scheinen in Ost- und Westpreußen und der Neumark, also auch wohl in der Kurmark und Lausitz zc. damals ebenso vorgekommen zu sein wie heute, und die höchste Wahrscheinlichkeit dürfte demgemäß dafür sprechen, daß der gesamte Charakter der Witterung und des Klimas sich seit damals nicht in irgend erheblicher Weise verschlechtert hat.

Weiterhin kann man vielfach der Ansicht begegnen, die Leute hätten damals getrunken, was sie hätten bekommen können, d. h. was an Ort und Stelle gewachsen sei, und bei der Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Verbindungen seien sie so selten in der Lage gewesen, etwas Besseres zu haben, daß sie sich wohl oder übel an alles gewöhnt hätten — gewöhnen könne der Mensch sich aber an das Unglaublichste, zumal wenn noch der Lokalpatriotismus und das hier mit demselben eng zusammenhängende Privatinteresse ins Spiel kommen. Auch hieran ist gewiß etwas Wahres; wir können es heute mit eignen Augen beobachten, daß die Weinproduktion Thüringens (um von derjenigen Oberschwabens zu schweigen), obwohl auch qualitativ ganz respektabel, unter dem bloßen Gewichte der Konkurrenzunfähigkeit allmählich verschwindet, und eine nicht einmal gar zu große Erschwerung der Konkurrenz würde sie ohne Zweifel wieder aufleben lassen. Es wird wohl richtig sein, daß ein guter Rheinwein damals östlich von der Oder noch bedeutend seltener war, als er (die Wahrheit zu sagen) auch heute noch ist, und daß überhaupt die damaligen Rehlen es mit der Qualität nicht so genau nahmen, zumal da auch die Schnapsbrennerei und in jenen Gegenden auch die Bierbrauerei damals noch in den Rinderschuhen steckte, und die Leute doch als gute Deutsche irgendetwas zu trinken haben mußten. Demgemäß mag ohne weiteres zugegeben werden, daß der beste Ordenswein unsern verwöhnten Gaumen höchstens als erträglicher Landwein vorgekommen sein dürfte, und daß es mit den Produkten des märkischen Weinbaues wohl nicht viel besser bestellt gewesen sein wird. Item — es war Wein, was die Leute tranken, und wir sind zu der Annahme berechtigt, daß er auch in seiner unvollkommenen Gestalt der Menschen Herz erfreute. Zuträglicher war er ihnen gewiß als der heutige Schnaps, wahrscheinlich auch als das heutige Bier.

Nun wird kein vernünftiger Mensch prätendiren, an den Ufern des Pregel und der Ucker solle Johannisberger und Markobrunner wachsen, und die Pfirsiche aus Vittauen sollten die rheinischen vom Berliner Markte verdrängen. Est modus in rebus; der klimatische Unterschied zwischen dem Nordosten und dem Westen Deutschlands ist lange nicht so arg, wie viele Leute glauben, aber er ist immerhin vorhanden und giebt den Ufern des Rheins einen Vorsprung, der durch die sorgfältigste Kultur nicht einzuholen ist. Eine andre Frage ist

es jedoch, ob nicht bei rationeller Pflege auch heute noch so gut wie im Mittelalter vieles Gute und Edle an Orten wachsen könnte, wo es heute nicht wächst. Diese Frage glauben wir unsrerseits entschieden bejahen zu dürfen. Wir sind von vornherein der Überzeugung, daß, was im Mittelalter gediehen ist, auch heute noch gedeihen würde, und daß viele der heute fehlenden mittelalterlichen Produkte, wenn auch rauher und herber als diejenigen begünstigterer Gegenden, doch auch heute noch durchaus verwendbar und ein trefflicher Ersatz für manches andre wären. Und hier kommen wir zu einem andern bedeutsamen Punkte: daß der heutige Arbeiter lieber Schnaps als einen rauhen, geringen Wein trinkt, ist ohne Zweifel richtig, aber es ist sehr bedauerlich, und es ist die Folge einer Entwicklung, die ihrer Zeit aus bestimmten Gründen hat eintreten müssen, die aber auch wieder in ihr Gegenteil umschlagen oder auf einen Rückbildungsprozeß hinauslaufen kann, und dabei läßt sich ein gutes Stück nachhelfen. Welcher Segen wäre es, den Schnaps durch einen billigen Landwein verdrängen oder doch mit teilweisem Erfolge bekämpfen zu können! Derselbe würde sauer sein, gewiß; aber kann dies im Lande der sauern Gurke ein Hindernis sein?

Kommen wir auf unsre Grundfrage zurück: Warum wächst heute nicht mehr, was damals wuchs? Welches Hindernis steht im Wege? Das Klima ist schwerlich um ein merkliches schlechter, als es damals war; das Produkt würde nach unsern Begriffen vielfach gering, in gewisser Hinsicht auch nicht konkurrenzfähig sein, aber immerhin so gut wie damals seine Verwendung finden können; warum ist trotzdem das Streben, den Anbau der verloren gegangnen Produkte wieder einzubürgern, auf einzelne Liebhaber beschränkt? Unsre Antwort lautet: Weil die Lust und Freude zu solchen mühsamen Kulturen bei den Besitzern und noch mehr bei den Arbeitern nicht vorhanden ist. Es fehlt die aufopferungsvolle Sorgfalt, der Gedanke bei Tag und Nacht, die Liebe zur Sache und der Stolz darauf, endlich vor allem auch die bei allen feineren Betrieben so wesentliche genaue Kenntnis und Erfahrung; wo diese aber fehlen, da kann kein guter Apfel, geschweige denn eine Weintraube gedeihen. Wenn man heute den rheinischen Winzern die Freude und Selbstaufopferung, mit der sie unaufhörlich der mühsamen Arbeit ihres Berufes nachgehen, sowie ihre an Wissenschaftlichkeit streifende intime und selbständige Kenntnis von der Sache wegnehmen könnte, so würde morgen auch am Rhein nichts Trinkbares mehr wachsen! Dem größten Teile unsers Volkes, und ganz besonders dem deutschen Nordosten, sind diese Dinge aber in Schicksalsprüfungen der schrecklichsten Art genommen, und es ist dahin gebracht worden, daß auf Jahrhunderte niemand mehr über die Notdurst des Lebens hinaus dachte und niemand mehr über den Zwang zur Arbeit, um Speise und Trank zu schaffen, hinaus empfand. Dies, und dies allein ist es, was die Weinberge und die Obstpflanzungen in so vielen, ehemals blühenden Gefilden hat eingehen lassen.

Vergegenwärtigen wir uns die Schicksale der Länder, um welche es sich hier hauptsächlich handelt: der Mark Brandenburg und des Ordensstaates. Willibald Alexis giebt uns im „Falschen Woldemar“ ein plastisches Bild der Zustände in der Mark Brandenburg während des großen Markgrafen Woldemar und dann ein Menschenalter nach seinem Tode; wir glauben, alle diejenigen, die sich für unsern Gegenstand näher interessiren, hierauf verweisen zu dürfen. Die Herrschaft des bairischen Markgrafen war ein Fluch für die Mark; der unglückliche Krieg mit Pommern, der furchtbare Tatareneinfall, die merkwürdige Bewegung des falschen Woldemar machten das Land zur Wüste, und erst unter der Regierung des luxemburgischen Kaisers, Karls des Vierten, atmete es wieder auf. Dann aber kam noch die allerbitterste Reize des Leidensbechers: die „Regierung“ Sobts von Mähren. Endlich erschienen die Hohenzollern, und mit ihnen begann allerdings ein stetiges Besserwerden; aber es dauerte doch lange, bis dasselbe durchgreifend und wahrnehmbar wurde. Und kaum war dies erreicht, so flammte der dreißigjährige Krieg auf, der bekanntlich kein deutsches Land so furchtbar, so bis auf das letzte Mark der Knochen mitnahm wie die Mark Brandenburg. Ein schwedischer General erklärte es ja schlechterdings für unmöglich, durch die Mark zu marschiren, weil da keine Rahe mehr leben könne, geschweige denn Mann und Pferd. Es folgte die Regierung des Großen Kurfürsten; dem Lande wurde wunderbar aufgeholfen, aber auch seine ganze Kraft fortwährend aufs äußerste angestrengt, und an Kriegsverwüstungen fehlte es auch unter ihm nicht. Auch die nachfolgenden Könige nahmen die Kraft des Landes fast immer bis zur Überspannung in Anspruch. Ganz besonders gilt dies von Friedrich dem Großen, und auch unter ihm waren wieder feindliche Heere im Lande und wurden Schlachten auf dem Boden desselben geschlagen. Endlich 1806 und dann die Befreiungskriege; man denke an Großbeeren, Dennewitz und Hagelsberg. Erst seitdem ist das Land zur Ruhe gekommen, und es wird schwerlich übertrieben sein, wenn man wohl oft gesagt hat: für die allgemeine wirtschaftliche Lage des Landes, insbesondre für den Landbau kehre jetzt erst die Zeit der Askanier wieder.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Ordenslande. Der furchtbare Schlag bei Tannenberg 1410 brach die Macht des Ordens; schreckliche Verwüstungen, Erpressungen, lange Fehden aller Art folgten. Von 1453 bis 1466 tobte der unglückselige sogenannte Städtekrieg, an dessen Ende der Hochmeister auf Ostpreußen beschränkt und auch dieses ein polnisches Lehen wurde. Westpreußen wurde polnisch, d. h. es versank auf mehr als dreihundert Jahre in Barbarei, aus der es erst durch Friedrich den Großen wieder herausgerissen wurde. Ostpreußen hatte ein besseres, aber auch kein rosiges Schicksal. Nicht endende Kriege verheerten das unglückliche Land, und nachdem der Große Kurfürst die Herrschaft seines Hauses in demselben fest begründet hatte, ging in dieser Hinsicht das Elend erst recht an. Schweden, Polen und Russen hausten in Ostpreußen,

und zu Beginn des Jahrhunderts kam (last, not least) auch noch der große Kriegsfürst Napoleon, schlug hier seine Schlachten von Soldau, Bergfriede, Preußisch-Gylau, Heilsberg und Friedland und machte das Land zu einem Haupt-Durchzugsgebiete für seinen Zug nach Rußland. Es ist ein wahres Wunder, wenn noch eine Anzahl von alten gutschherrlichen Familien alle diese Stürme (bei denen das schlimmste manchmal in Dingen liegt, von denen die Geschichte nicht spricht und nichts weiß) überstanden hat; der ganze Wohlstand des Landes und ebenso auch der Städte, unzählige male in Grund und Boden vernichtet, hat stets ganz von neuem wieder aufgebaut werden müssen. So kann man auch hier wohl sagen, daß jetzt erst für Ost- und Westpreußen Zeiten wiederkehren, wie die des Winrich von Kniprode — etwas nach den Tagen des großen Woldemar — gewesen sein mögen.

Zum frohen, verfeinerten Lebensgenusse und zu der Neigung, um sich her auch dem Schönheitsfinne und tausend kleinen Annehmlichkeiten des Daseins ihr Recht werden zu lassen, gehört aber staatliche und nationale Sicherheit; es gehört dazu das Bewußtsein, daß es sich auch lohnt, für die Zukunft zu sorgen und zu schaffen. Dieses Bewußtsein hatte der Deutsche bis vor kurzem nicht und konnte es nicht haben. Wohl gab es einige Teile Deutschlands, die aus verschiedenen Gründen den Kriegsverwüstungen der vergangenen Jahrhunderte weniger als die meisten sonstigen Teile ausgesetzt gewesen sind, und andre, deren natürliche Üppigkeit so groß ist, daß selbst nach den schrecklichsten Leiden Land und Volk bald wieder emporblühten. Aber man täusche sich nicht darüber, daß nicht der Nordosten allein es ist, der ein erfreulicheres Bild bieten könnte und sollte. Auch in Süddeutschland und am Rhein ist der lähmende Druck der frühern politischen Verhältnisse noch vielfach zu verspüren, und speziell Obst- und Weinbau sind auch hier noch lange nicht so entwickelt, wie dies zu verlangen wäre. Ganz Deutschland reibt sich gleichsam jetzt erst die Augen aus und beginnt erst wieder, sich auf seine Natur und seine Eigenart zu besinnen. Nach allen Überlieferungen ist unser Volk, und zwar gerade das Landvolk — das heute in den meisten Gegenden gemüthlich so verkümmerte — in erster Reihe, ein fröhliches, zu Scherz und munterm Spiel überaus geneigtes gewesen. Ebenso wissen wir, daß es kein abenteuerlustigeres, wanderfreudigeres, zur See und in fernem Landen unternehmenderes Volk gegeben hat als das unsrige; das trübselige Kapitel unsrer heutigen Auswanderung bildet ja nur einen Nachklang hiervon. Und endlich beweist die wunderbare Mannichfaltigkeit in den Produkten des Wein-, Obst- und Gemüsegartens, deren das deutsche Mittelalter sich schon rühmen durfte — zehren wir doch heute noch von dem Abhub des damaligen Reichthums —, daß der nämliche einerseits gewerbfleißige und thätige, andererseits aber auch tief sinnige, erfunderische und vorwärtstrebende Geist, der in den Handwerfern der mittelalterlichen Städte lebte, auch auf dem Lande nicht gefehlt haben kann. Wie blühte die Bienenzucht, wie waren überall die sonnigen Ab-

hänge in Weingärten verwandelt! Wahrlich, wenn damals die Seidenraupe nach Deutschland gebracht worden wäre — wir brauchten heute keine Seidenstoffe aus Italien und Frankreich zu beziehen. Denn ist es nicht standhaften und einsichtigen Züchtern gelungen, in der Gegend von Berlin heute noch die blühendsten Maulbeerpflanzungen und Seidenraupenzüchtereien zu erhalten? An der Gemütsbeschaffenheit liegt es, wenn es in dem einen Falle zahlreichen Menschen, ja ganzen Ständen und Bevölkerungsklassen der Mühe wert scheint, unausgesetzt kleine, sorgfältige Beobachtungen zu machen und Tag für Tag tausend mühsame, wenn auch scheinbar unbedeutende Arbeiten zu thun und Vorkehrungen zu treffen, und wenn diese Leute dann selbst bei nur geringem oder erst sehr allmählich sich herausstellendem Gewinn an dem Erfolge Freude haben, während im andern Falle achselzuckend gezweifelt wird, ob dabei denn auch etwas Sinlängliches herauskommen werde, und eben dieses achselzuckenden Zweifels wegen nichts herauskommt. Unser Volk hat die Art zu solcher sorgsamem, gewissenhaften, überall das Gemüt in Mitleidenschaft ziehenden Kleinarbeit; aber es fehlte an der inneren Disposition, weil eben Mut, Freudigkeit, Vertrauen auf sich selbst und auf die umgebenden Zustände dem größten Teile unsers Volkes abhanden gekommen waren und selbst heute sich erst zögernd und zweifelnd wieder hervorwagen.

Nun giebt es aber garnichts, was eine gemüthliche Lust und Neigung zur Sache so sehr zur Voraussetzung hat wie eben Obst- und Weinbau. Schon die bloße Einsicht in die Annehmlichkeiten und Reize der Obstkultur, in den Wohlgeschmack eines Stückes feinen Obstes zum Nachtisch, in den Wert eines den Kindern mit Obst zu bereitenen, so billigen und dabei so zuträglichen Vergnügens, in die Vorteile eines behaglichen, unschädlichen und dabei doch immer den Geist ein wenig anregenden Hausstrunkes — schon allein diese Einsicht kann nur aus einer einigermaßen verfeinerten, dabei als gesichert empfundenen Lebenshaltung entspringen. Weiterhin muß eine große „Kraft der Trägheit“ überwunden werden, ehe der Mensch sich nun wirklich entschließt, Mühe und Kosten an eine Sache zu wenden, welche selbst unter den günstigsten Umständen einige Jahre erfordert, um überhaupt einmal einen Erfolg wahrnehmbar zu machen, und welche da, wo sie aus dem Volksleben emporwachsen soll, der angestregten, niemals ermattenden Kraft vieler Generationen bedarf, bis ein erfreuliches Resultat zutage tritt. Denn welche Berge von Arbeit und Sorgfalt mußten aufgewendet werden, bis selbst im Baumgarten des geringsten rheinischen und pfälzischen Tagelöhners die Holzbirne zur Butter- und Honigbirne geworden war, und was für eine Summe zu überwindender Mühen verbirgt sich hinter dem Worte, daß der märkische, pommerische und ostpreussische Bauer die für ihr Klima und ihren Boden geeigneten Obstsorten herausfinden und sich an deren Pflege und Nachzucht gewöhnen sollen! Man lasse es sich gesagt sein, daß selbst da, wo diese Gestaltung zur Volkssitte garnicht gefordert wird und

wo die Aufwendung reicher Mittel die mangelnde Kenntnis und Arbeitslust bis zu einem gewissen Punkte ersetzen kann, die Sache mit dem Ankauf von einer Anzahl veredelter Obststämmchen oder Rebstöcke nicht gethan ist, wie dies schon mancher großstädtische „Willenbesitzer“ zu seinem Schaden erfahren hat. Wer nicht wenigstens einige persönliche Freude an der Sache und einige Aufmerksamkeit daran zu wenden hat, der bleibe lieber davon, denn sonst wird die Obst-Liebhaberei ihn zwar viel Geld kosten und ihm unendlichen Ärger bereiten, ihm aber nur sehr wenig einbringen; und wer etwas Ernsthaftes von seinem Obstbau haben will, dem kann es schlechterdings nicht erspart bleiben, daß er eine Art Studium und eine Art Lebensberuf aus demselben mache. Des zu Beobachtenden, vom Baume oder Stocke bis zu seinen Früchten, ist das ganze Jahr hindurch so unendlich viel, daß ein einigermaßen großer Obstgarten vollkommen genügenden Stoff zur Ausfüllung eines ganzen Menschenlebens hergiebt. Mit der bloßen Freude an einer schönen Apfel- oder Pfirsichblüte, mit ein bißchen gelegentlichem Raupen-Ablefen, mit jährlichem Beschneiden, wenn es hoch kommt, ein wenig Düngen und Begießen und dann endlich mit dem Abpflücken der Früchte (im günstigen Falle ohne zu arge Wertverwüstung) ist es nicht gethan. Nicht nur will jede Art berücksichtigt und entsprechend behandelt sein, sondern jeder Baum ist eine Individualität, und wenn er das leisten soll, dessen er fähig ist, so muß es damit gerade so gehalten werden wie der rationelle Viehzüchter es mit jedem Stücke Vieh hält: er muß es kennen lernen und ihm im Rahmen dessen, was die Besonderheit der ganzen Art ist und was daher zu Züchtungszwecken konservirt oder entwickelt werden muß, eine individuelle Pflege angedeihen lassen. Will einer selbst Bäume züchten, so gesellt sich zu der erforderlichen Kenntnis der Pflege und zur aufopferungsvollen Freude an derselben als weiteres Erfordernis noch eine solche Menge von Kenntnissen, Fertigkeiten und Einrichtungen, daß im allgemeinen hiervon geradezu abgeraten werden muß; man überläßt das besser dem berufsmäßigen Gärtner. Aber auch dasjenige schon, was jedem Besitzer von Obstbäumen durchaus zugemutet werden muß, wenn die Sache einen Zweck haben soll, schließt so viel Arbeit und Sorge, so viel Verdruß und Enttäuschung, so viel Aufmerksamkeit und kleine Bewerkstelligungen aller Art in sich und setzt so viele Kenntnisse, Erfahrungen und selbst Fähigkeiten voraus, daß es leider mit der Erfüllung dieser Vorbedingungen meist recht schlecht bestellt ist. Es wird indessen einleuchten, daß allerdings der bloße Besitz eines Gartens oder einer Villa zur Erzeugung derselben nicht genügt, daß aber eine wohlumfriedigte, gesicherte, über die gemeine Lebensnotdurft einigermaßen emporgehobene und in dieser Lage schon seit Generationen festgehaltene Familien-Existenz oder ein freudiges, auf behaglichen Besitz gegründetes Vorwärtstreiben schon eher einen guten Mutterboden hierfür abgeben können, und daß jedenfalls ein Volk die erwähnten Eigenschaften und Fähigkeiten erst dann in größerer Menge aus sich zu ent-

wickeln vermag, wenn es sich in Sicherheit und im Aufschwunge weiß und in Verhältnissen lebt, in denen es nun auch an Verschönerung und Verfeinerung seines Daseins denken kann. Was aber schon bei dem einzelnen Garten- oder Willenbesitzer gilt, das gilt natürlich in noch viel höherem Grade davon, wenn in die unteren Schichten eines Volkes hinein die Gewöhnung an eine solche Kultur und die damit verbundenen Arbeiten, Fähigkeiten und Erfahrungen dringen soll. Da handelt es sich noch um etwas ganz andres, nämlich darum, daß in den naturgemäß immer beschränkten Vorstellungskreis des kleinen Mannes ein ganz neues Element eingefügt werden soll; oder drücken wir uns für solche, denen dies zu abstrakt erscheinen sollte, folgendermaßen aus: es handelt sich darum, in den wohlorganisirten und meist befriedigend eingetheilten, meist auch recht knappen Kreis der jährlichen Arbeiten eine neue Reihe von Arbeiten, Mühen und Sorgen, ein neues Element des Wirtschaftsbetriebes einzuschieben, und das ist keine kleine Sache. Die Fortschritts- und Freihandelspartei hält es allerdings für etwas sehr einfaches; sie glaubt ja sogar, der gute Rat, „zu einem andern Wirtschaftssysteme oder zum Anbau von Handelsgewächsen u. dergl. überzugehen,“ genüge schon, um dies dem Bauer nun auch ohne weiteres zu ermöglichen. Und doch ist es für eine häuerliche und ebenso für eine größere Gutswirtschaft ein gewaltiger, den bisherigen Betrieb in vielen Punkten geradezu auf den Kopf stellender Gegenstand, wenn nur in der Getreidesorte teilweise ein Wechsel vorgenommen wird; und wenn der Besitzer nicht einiges Kapital für allerhand infolge hiervon erforderliche Umgestaltungen, sowie die nötige Autorität seinem Personal gegenüber besitzt, so kann selbst der kleinste Versuch dieser Art gründlich fehlschlagen. Im allgemeinen hat es seine guten Gründe, wenn der Bauer so schwer an irgend erhebliche Änderungen in seinem Wirtschaftsbetriebe herantritt, es vielmehr vorzieht, nur sehr langsam, Schritt für Schritt, die von ihm begriffenen und durch seine Verhältnisse gebotenen Fortschritte einzuführen; er kann eben in der Regel garnicht anders, weil eins das andre bedingt und eine gewisse Stetigkeit des Betriebes — selbst abgesehen davon, daß die so wichtigen und intellektuell doch gewöhnlich nicht sehr entwickelten Hilfskräfte die herkömmlichen Arbeiten am besten verstehen — die Seele desselben ist. Nun erst der Obstbau, dessen ganzen Zweck der Bauer nur zu geneigt ist für unpraktisch oder für eine bloße wertlose Leckerei zu halten, und der doch, wenn etwas dabei herauskommen soll, so große Arbeiten, so viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, so viel Berücksichtigung das ganze Jahr hindurch fordert. Dazu gehört ein ganz gewaltiger Ruck in der innersten Natur des kleinen und mittleren Landmannes, wenn er sich entschließen soll, sich über diesen ihm vielleicht ganz neuen und ihm eigentlich garnicht sympathischen Gegenstand zu unterrichten und denselben unter viel Mühe und Kosten in sein Wirtschaftssystem aufzunehmen. Von vornherein kann dieser Ruck nur dann eintreten, wenn es der Landwirtschaft befriedigend geht, wenn sie be-

stehen kann und vorwärts kommt, und wenn dann hierzu noch ein Gefühl hoffnungsfreudiger Sicherheit und durch tausend kleine Antriebe geweckten Strebens tritt, sich das Leben freundlicher zu gestalten. Daß daneben der Nachweis einer nicht zu verachtenden Rentabilität seine Rolle spielt, versteht sich von selbst; aber der entscheidende Punkt ist nicht sowohl dieser als vielmehr das auch auf das Landvolk übergehende Verlangen, einem allgemeinen Aufschwunge auch durch die Pflege neuer, seither vernachlässigter Wirtschaftszweige und durch freundlichere Gestaltung des Lebens und zunächst des Heims Ausdruck zu geben, die Vorbedingung dafür, daß der Obstbau allmählich der ganzen Landbevölkerung (auch in den minder von der Natur begünstigten Teilen Deutschlands) in *succum et sanguinem* übergehe, ist also einerseits ein Gedeihen und Emporblühen der ganzen Landwirtschaft, anderseits eine durch das ganze Volk gehende Hoffnungsfreudigkeit und nationale Gehobenheit.

Noch ungleich mehr gilt das Gesagte vom Weinbau. Seine Einführung verlangt selbst da, wo sie nur im kleinsten Maßstabe stattfinden soll, nicht etwa veränderte, sondern vollständig neue, eigenartige Betriebsrichtungen, und dabei sind die Erträge so schwankend, daß nicht nur schon eine langjährige Gewöhnung dazu gehört, um sich über so häufige Enttäuschungen hinwegzusetzen, sondern daß auch die Kreditverhältnisse sich in ganz eigentümlicher Weise gestalten müssen, um einen ausgebreiteten und regelmäßigen Betrieb zu sichern. Wir möchten diese entschieden schwierigste und mißlichste Seite unsers Themas nicht in den Vordergrund stellen, und unterlassen es daher, hierauf näher einzugehen.

Kommen wir zum Schluß. In manchen Teilen des Rheinlandes glaubt man, auf der Landstraße dahinwandernd, ringsum am Horizont einen ausgedehnten Wald zu erblicken; es sind aber die vielfach in einander übergreifenden Obstgärten der Dörfer, was wir sehen. Größere Dörfer und Flecken, ja auch Städtchen und selbst schon größere Orte (wie Süllich) sind von einem halbstundenbreiten, festgeschlossenen Obstgartenranze umgeben, sodaß man aus der Ferne nichts als die Turmspitzen der Kirchen und allenfalls die Herrenhäuser erblickt. Schon die oberrheinischen und badischen Orte kommen, mit dieser Baumgartenflut verglichen, dem Niederrheinländer, insbesondre dem Kölner und Süllicher, oft kahl vor; Ostdeutschland aber mit seinen häufig so nackten und kahlen Fluren macht eben aus diesem Grunde auf den Rheinländer gewöhnlich einen trostlosen, niederschlagenden ersten Eindruck. Und man frage nur die Leute, wie sie sich bei ihrem Obstbaue stehen: nicht etwa nur die Kirschenzüchter aus dem Bopparder Hamm und dem untern Moselthal oder die Leute aus den Reineclaudendörfern bei Mainz — nein, auch die Leute aus den Bauerndörfern des ganzen Rhenener und Kölner Landes, sie alle werden versichern, daß der Obstertrag einen durchaus wesentlichen Teil ihres Wirtschaftssystems bilde, auch wenn sie nur wenig oder garnichts verkaufen. Die Behauptung, das möge am Rhein und allenfalls in Franken, Schwaben und Sachsen gehen, gehe aber im

hohen Nordosten oder Nordwesten nicht, ist ganz haltlos. Wie lange ist es her, daß man zu dem Vorschlage, Zuckerrüben in Ostpreußen zu bauen, gelacht, und gar die Idee, auch den Hopfenbau dorthin zu verpflanzen, für die eines ganz überspannten Narren gehalten haben würde? Und jetzt hat Ostpreußen seine trefflich gedeihenden Rübenpflanzungen und Zuckerfabriken, und der ermländische, ja bis tief in das Masurische hinein sich ausdehnende Hopfenbau jener Gegenden beginnt auf dem Hopfenmarke eine Rolle zu spielen. Treffliche Obstgärten aber findet man durch ganz Ostpreußen hindurch, bis an die äußersten östlichen und nordöstlichen Grenzen desselben; nicht das Klima, sondern nur hie und da die Bodenbeschaffenheit und sehr vielfach die Indolenz und Kenntnißlosigkeit oder auch mangelnde Geneigtheit der Gutsbesitzer stehen dem Obstbau im Wege. Wer die Obstgärten von Groß-Ramsau bei Wartenburg, Molditten bei Köffel, Althof bei Ragnit, wer die Weinberge des Freiherrn von Mirbach zu Sorquitten bei Sensburg gesehen hat, der lacht zu der Behauptung, im Nordosten könnten Obst und Wein nicht fortkommen. An der Disposition der Menschen fehlt es, an nichts weiter!

Und nun noch ein Wort. Was giebt dem Engländer, auch dem Amerikaner und Franzosen das mutige, hie und da auch brutale Selbstbewußtsein, mit dem er seine Geschäfte betreibt und seine Unternehmungen in Angriff nimmt? Es ist das Bewußtsein: *Civis romanus sum*, welches in ihm lebendig geworden und schon in das ererbte Wesen, in den Volkstypus übergegangen ist. Auch wir hatten einst ähnliche Eigenschaften, und wenn Stadt und Land damals blühten und gediehen, so war dies gewiß zum wesentlichen Teile hierauf zurückzuführen. Soll diese Blüte wiederkehren, auch in einem anscheinend untergeordneten, in Wirklichkeit sehr bedeutsamen Punkte wie der Ausdehnung des Obst- und Weinbaues, so ist eine Hauptbedingung hierfür die, daß unser Volk wieder lerne an sich selbst und an die höchste Kulturfähigkeit des deutschen Bodens zu glauben!



Die Handwerker der Poesie.

Wisse, daß mir sehr mißfällt,
Wenn so viele singen und reden!
Wer treibt die Dichtkunst aus der Welt?
Die Poeten!



ie Alten nannten den Dichter einen Seher, seine Kunst ein göttliches Geschenk, und im Namen des „Poeten“ schon lag, daß er ein „Schaffender“ war. Die literarische Kritik liebt es heute, die geheimen Pfade des Dichters verfolgend, aufzuspüren, woher er den Stoff seiner Dichtungen nimmt, die ihm aus dem Erfahrungsleben zuwachsen, und die psychologische Ästhetik, welche die „Bedingungen der